Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage durch den Briefträger einschl. Bringerlohn 90 Pf., bei Gratislieferung in die Hauptstellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen vierteljährlich 0.90 pro Vierteljahr M. 1.10. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr
Telephon: Amt I, Nr. 1768.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden für 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung Wiederholung eines Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate nehmen bei Interessenten Fach die Filialen und alle Expeditionen entgegen sowie sind sie direkt zu erfragen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 9 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1768.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 96. | Dresden, Montag den 28. April 1902. | 13. Jahrg.

Arbeiter, Parteigenossen! Rüstet zur Maifeier!

Der Verfall der nationalen Parteien.

Wien, 27. April 1902.

Still und friedlich ist es in unserem Parlamente geworden und im gleichförmigen Geklapper langweiliger Reden wird nun allmählich die monatelange Budgetdebatte zu Ende geführt. Freilich vor Mitte Mai wird sie ihren Abschluß nicht finden und dann tagen die Delegationen. Das Haus wird also glücklich sechs Monate beraten und nichts anderes zu stande gebracht haben, als den Voranschlag für das laufende Jahr. Eine trübselige Unfruchtbarkeit, aber die Regierung und alle Patrioten werden doch höchst vergnügte Gesichter machen, wenn das seit Jahren unerhörte Ereignis eintritt und das Budget parlamentarisch erledigt ist. Es hätte auch schlimmer kommen können, und noch vor ein paar Tagen sah es so aus, als sollte der Parlamentarismus in Zwist und Hader begraben werden. Es handelte sich um die staatliche Subvention von 16 Millionen Kronen für die Assanierung Prags. Die deutsche Volkspartei wollte aus Rache für Cilli diesen Posten unbedingt verwerfen und da die Deutschnationalen aus sachlichen Gründen gegen die Subventionierung Prags auftraten, das seine wirtschaftlichen Verlegenheiten hauptsächlich der beispiellosen Mißwirtschaft des Gemeinderats verdankt, so schien es, als wären diesmal die Aussichten der Deutschen besser. Allein jetzt schwenkten wieder der Regierung zu Liebe die deutschen Großgrundbesitzer und die Wiener Christlichsozialen ab, so daß die Mehrheit für die Tschechen noch größer war, als bei der Abstimmung über Cilli. Und — die deutsche Volkspartei nahm es wahr hin, ja seit diesem Tage — es sind jetzt alle strittigen Punkte des Budgets glücklich erledigt — herrscht eitel Freundschaft und Zufriedenheit im Hause. Man weiß, es giebt nun keinen Kampf mehr, die Gespenster der Auflösung der Verfassungsoktroyierung sind endgültig verscheucht.

Das Parlament ist gerettet worden und erhält sich durch die Jämmerlichkeit der Parteien. Wie im vorigen Jahre die Jungtschechen, so haben jetzt auch die Herren von der deutschen Volkspartei nach donnernden Erklärungen und feierlichen Drohungen den Degen langsam wieder eingesteckt. Die alte Wildheit ist hüben und drüben gänzlich verraucht, zurückgeblieben ist nur ein komödiantenhaftes Pathos, das immer wieder ins Lächerliche fällt. Die Jungtschechen drohen alle Wochen einmal mit Obstruktion, die deutsche Volkspartei ist unter großem Aufwand von Worten aus der deutschen Obmännerkonferenz ausgetreten, um auszusprechen, daß sie das freundschaftliche Verhältnis mit der Regierung nicht weiter fortsetzen wolle. Indes, das sind alles nur Klauseln. Beide verhandeln nach wie vor und markten unausgesetzt mit dem unerbittlichen Makler, dem Ministerpräsidenten. Die Angst vor einem Ostrov hat eben alle gelähmt, alle wollen lieber ein Scheinparlament, als daß sie ihre Mandate in Wahlen auf Grund eines erweiterten Stimmrechts erstreiten müßten. Fast komisch wirkt aber der unerschütterliche Ernst, mit dem die bürgerlichen Abgeordneten ihr Radergeschäft betreiben. Soll man's glauben, daß nicht ein einziger von ihnen sich nach dem Schicksal des Ausgleichs und des Zolltarifs erkundigt hat? Und für beide drängt doch die Frist. An der parlamentarischen Erledigung des Ausgleichs schleichen sich eben Regierung und Parlament vorbei, die Beitragsquote beider Staaten wird nächstens wieder der Kaiser bestimmen, und der § 14-Ausgleich der Herren Thun und Kaizl bleibt in Kraft. Das Parlament tagt und macht Gesetze, neben ihm wirkt aber die Verordnungsgewalt des Absolutismus weiter — und nur deshalb lebt auch noch das Parlament.

Der friedliche Verlauf der Dinge im Abgeordnetenhause hat freilich noch einen besonderen Grund: Die vollständige Selbstzerfetzung gerade der Extremsten der deutschnationalen Parteien. Was alle, die Schönerer näher kennen, vorausgesetzt haben, bestätigt sich: er hat nicht genug daran, seinen Nebenbuhler Wolf aus der Partei hinausgedrängt zu haben, er verfolgt ihn weiter und möchte ihn gänzlich vernichten. Einer seiner ergebensten Anhänger, der Abgeordnete Dr. Schalk, hatte jüngst mit Wolf im Abgeordnetenhause einen Wortwechsel. Wolf forderte Schalk, dieser lehnte aber die Forderung ab, mit dem Bedeuten, er halte ihn nicht für satisfaktionsfähig und verfüge über das Material zum Nachweise der Ehrlosigkeit Wolfs. Ein Ehrengericht sollte entscheiden. Schon witzte alles die Mäuler auf die fetten Sensationen, die dabei abfallen mußten. Doch es kam zu nichts. Unbegreiflicherweise hatte es Schalk abgelehnt, seine Weigerungsgründe offen anzugeben, wie die Form es fordert, und auf das Ehrengericht verwiesen; so konnte sich Wolf auf den Tuchfühlement zurückziehen und das Ehrengericht ablehnen. Der Schuß ging nicht los, oder war die Flinte zu schwach geladen? Warum rücken die Schönerianer nicht nachträglich mit ihren Gründen heraus?

Ein zweiter Streich gelang ihnen indes besser. Irgend ein entlassener Beamter des Zuckerkartells veröffentlichte eine Broschüre, in der er neben Beschuldigungen der Presse im allgemeinen die Ostdeutsche Rundschau im besonderen als von den Zuckerleuten bestochen hinstellte. Wahrscheinlich handelte der Mann im Einverständnis mit Schönerer; einer der ehrlich bestrebt wäre, die Preßgannerei aufzudecken, würde vor allem die Beziehungen zwischen den Zuckerleuten und ihren Hauptverteidigern, den großen liberalen Blättern, der Oeffentlichkeit preisgeben. Schönerer benützte die Broschüre sofort zu einer Interpellation, die, an sich ganz zwecklos, nur die Wirkung haben sollte, dieser Angelegenheit mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Und die Folge? Es zeigte sich, daß die Beschuldigung doch nicht ganz grundlos war. Wolf sah sich genötigt, den Administrator seines Blattes, einen Herrn Guttmann, zu entlassen, weil dieser zugeben mußte, Beziehungen mit den Zuckerleuten unterhalten zu haben. Wolf selbst schwört, seine Hände seien rein und er habe um die Geschichte nicht gewußt. Man kann ihm dies vorläufig glauben, schon deshalb, weil im anderen Falle es klüger gewesen wäre, die Anklage einfach für unwahr zu erklären, die Zuckerleute hätten ihn gewiß nicht Lügen gestraft. Und da weitaus der größte Teil der Wiener Blätter vom Kartell bestochen ist, und darum auch über die Affaire der Ostdeutschen Rundschau so wenig als möglich redet, mochte ihm dies glücken. Allein wenn er auch selbst sich nicht hat bestechen lassen, so stand doch sein Blatt, der eigentliche Halt seiner Macht, wochenlang in Diensten des Zuckerkartells und das nimmt Wolf und seinen Leuten die moralische Stütze. Die um Schönerer herum entbehren aber wieder aller persönlich auszeichnenden Eigenschaften, aller Begabung. Der alldeutsche Traum wird wohl bald ausgeträumt sein.

Politische Uebersicht.

Die Wahlen in Frankreich.

In Frankreich ist es gestern bei den Wahlen heiß hergegangen. Die Resultate sind noch nicht vollständig bekannt, ein endgültiges Urteil über den Ausfall der Wahlen kann also noch nicht gefällt werden. In Paris haben die Nationalisten wie schon bei den Gemeindewahlen von 1900 beträchtliche Erfolge zu verzeichnen; in der Provinz scheinen sie dagegen keine guten Geschäfte gemacht zu haben.

Folgende Wahlresultate sind bisher bekannt: Im ersten Wahlkreis des sechsten Arrondissements von Paris unterlag der bisherige Vertreter Berthelot, ministerieller Republikaner, gegen Benoist, Nationalist. Im zweiten Wahlkreis dieses Arrondissements behauptete sich der bisherige Vertreter Prache, antiministerieller Konservativer, gegen den ministeriellen Sozialisten Sangnain.

Im zweiten Arrondissement von Paris unterlag der bisherige Vertreter Meunier, sozialistischer Radikaler, mit 5625 Stimmen gegen Syveton, Nationalist, der 7391 Stimmen erhielt.

Im zweiten Wahlkreis des zehnten Arrondissements ist Stichwahl erforderlich. Der bisherige Vertreter Brisson, Radikaler, erhielt 3578 Stimmen; er kommt in die Stichwahl mit dem Nationalisten Tournade, der 4258 Stimmen erhalten hat, auch die übrigen Gegenkandidaten Brissons, auf die noch diesen beiden die meisten Stimmen entfielen, sind Antiministerielle.

Wiedergewählt sind in ihren Pariser Wahlkreisen: Beinder (konservativ), Berger (antiministerieller Republikaner), Lerolle (konservativ) und Bern (Nationalist).

Im ersten Wahlkreis des dreizehnten Arrondissements kommt der bisherige Vertreter Paul Bernard (Nationalist) in die Stichwahl mit einem ministeriellen Sozialisten; im ersten Wahlkreis des sechzehnten Arrondissements kommt der bisherige Vertreter Beauregard (antiministerieller Republikaner) in die Stichwahl mit dem früheren Deputierten Andrieux (Nationalist).

Der bisherige Deputierte Mayet (Antiministeriell) kommt in Stichwahl gegen den Nationalisten Archedeacon, der bisherige Deputierte Chassaing (ministerieller Sozialist) kommt in die Stichwahl mit Faillot (Nationalist). Der bisherige Deputierte Viviani (ministerieller Sozialist) erhielt 4215 Stimmen und kommt in Stichwahl mit Afrad (Nationalist), der 4962 Stimmen erhielt. Der bisherige Deputierte Weas (ministerieller Sozialist) kommt mit dem früheren Deputierten Flourens (antiministeriell) in Stichwahl. Der Nationalist Syrout wurde gewählt. Der bisherige Deputierte Allemane (ministerieller Sozialist) kommt in Stichwahl. Der bis-

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Caissirer.

(3. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

„Meine lieben Freunde," begann der Geistliche. „In der letzten Zeit habe ich viel über das Wesen der Zweifler nachgedacht. Ich bin überzeugt, und ich weiß es, daß es so ist, daß ein Mensch, der keinen Glauben hat, auch ein Mensch ist, ein Mensch sein muß. Ja, ich muß sogar zugeben, daß ich schon Menschen gefunden habe, die keine Religion bekennen, keinen Glauben besitzen und doch scheinbar ein selbstloses, tugendhaftes Leben führten und allem Anscheine nach gute Väter, Gatten und Bürger sind. Ich habe hierfür in der Heiligen Schrift nach einer Erklärung gesucht, denn ich weiß, daß eine hohe und vollkommene Sittlichkeit nicht möglich ist ohne den Glauben an Gott, daß der Mensch nur erlöst werden kann durch den Glauben an die Erlösung, an die Ausschüttung des heiligen Geistes, an das ewige Leben und die ewige Verdammnis und an die anderen Lehren der christlichen Religion. Und auf meine Fragen bin ich mit einer Antwort begnadet worden, und ich habe herausgefunden, daß man die Zweifler nicht als einzelne Individuen betrachten darf. In der Geschichte der Völker müssen wir das Schicksal der Ungläubigen lesen. Der einzelne Mensch mag ja ganz gut erscheinen, wenn man ihn allein, von seinen Genossen losgelöst, betrachtet, aber in ihrem Volke werden die Ungläubigen zu einer Macht, sie zeigen sich dann in ihrer wahren Gestalt als Trunkenbolde, Gotteslengner, Leute mit verstocktem Gemüt, die solche Dinge thun, die nicht recht sind. Ohne Glauben an Gott und das ewige Leben ist ein Mensch der geltenden Religion unfähig; dem Scheine nach mag er sie so benützen, aber trauet nicht dem Scheine. Die Stärke aller Moral liegt in Gott; einem Volke, das keinen Gott hat, geht es ganz gewiß so wie Sodom und Gomorrha, ja, meine lieben Freunde, wie Sodom und Gomorrha. Um einen Beweis hierfür zu haben, braucht Ihr nur um Euch zu blicken. Sehet auf England, welch hohen Platz es unter den Völkern der Erde einnimmt, sehet, wie unser geliebtes Vaterland seiner Macht wegen gerühmt, seines Wohlstandes wegen geehrt und um seiner großen Besitzungen wegen beneidet wird. Unsere Fürsten sind in Purpur gekleidet. Unsere Königin herrscht über ein Reich, in dem die Sonne niemals untergeht. Sie ist Kaiserin von Indien, Beschützerin von Birma, Aegyptens Wohlthäterin und Königin-Mutter der Kolonien. Und alles dies ist uns gegeben worden, weil wir ein gottesfürchtiges Volk sind. Gottes Auge ruht mit Wohlgefallen auf uns, weil Sonntag für Sonntag unsere Danksagungen und Lobpreisungen als Weihrauch zu ihm aufsteigen. Deswegen begnadet er uns mit seinem Segen. Er füllt unsere Speicher mit Korn und Wein. Er . . ."

„Herr", fragte eine Stimme, „haben Sie schon einmal in Ihrem Leben Hunger gehabt?"

Es war der zerlumpte Mann, der diese Frage stellte. Er war aufgestanden, so daß Mr. Meet ihn sehen konnte, und seine roten, entzündeten Augen hefteten sich auf das selbstzufriedene Antlitz des Geistlichen. Seine Stimme klang tief und rauh; Musik lag nicht drin.

„Haben Sie schon einmal Hunger gehabt?" wiederholte er, und man merkte es ihm an, daß er auf eine Antwort wartete. „Hatten Sie schon 'mal Hunger?"

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen," antwortete Mr. Meet stotternd. „Ich sprach von Korn und Wein nur bildlich. Verstehen Sie mich recht, nur bildlich."

„Haben Sie schon einmal in Ihrem Leben Hunger gehabt?" fragte der Mann eberwale.

Mr. Stru kam von der Kanzel herunter und schritt auf den zerlumpten Fragesteller zu, mit dem er ein paar Worte wechselte, worauf dieser seinen Hut aufsetzte und die Kapelle verließ. Weder nach rechts oder links blickte er, als er zwischen den Reihen der mit erstaunten und erzürnten Methodisten besetzten Bänke hindurchschritt. Sein Blick bekundete das größte hoffnungslose Elend. Sobald er daher aus der Kapelle herausgewesen war, begab er sich nach der nächsten Destillation, und mit über den Augen gezogenem Hute und in den Fingern fest den Penny haltend, mit dem Mr. Stru seine Fragen beschwichtigt hatte, wartete er dort. (Fortsetzung folgt.)

Nach der Entfernung des unwillkommenen Gastes fiel die Lobrede auf die göttliche Nation rasch immer aus. Mr. Meet versuchte es wohl, sich nochmals auf die Höhe seiner früheren Beredsamkeit aufzuschwingen, aber es war ihm beim Sprechen so, als ob ein Gewicht an seiner Zunge hinge. Er sprach noch von dem Jubiläum der Königin, dem Dankgottesdienste in der Westminster Abtei, der Pracht und dem Gepränge, mit dem die Nation eben einen glücklichen Abschnitt ihrer Geschichte feierte. Er kam dann wieder auf die Schlechtigkeit der Ungläubigen zu sprechen, und in düsteren Farben malte er ein Bild von dem Geschick, das Englands harrte, wenn daselbst jemals der Unglaube sein Drachenhaupt erheben sollte. Er bat seine Gemeinde, würdig ihres Berufes zu leben, würdig des Evangeliums, würdig ihres Vaterlandes, würdig des Herrn, würdig seines ruhmvollen Reiches in Langmut und Fröhlichkeit, in der Einheit des Geistes und unterhaltungen von dem Bande des Friedens.

Die Schulkinder wurden unruhig, die Sänger rückten mit ihren Büchern hin und her, und die ganze Gemeinde schien erleichtert, als der Geistliche seine Predigt beendet hatte und den Schlußchoral singen ließ.

II.

Unter den letzten Gemeindemitgliedern, die die Kapelle verließen, befand sich auch eine Mutter mit ihrer Tochter, die auf der Galerie, der Kanzel gegenüber, gesessen hatten. Seit zwanzig Jahren hatte Mrs. Elwin jeden Sonntag ihren Platz in derselben Bank, und wenigstens seit bereits fünfzehn Jahren begleitete sie ihre Tochter jeden Sonntag zur Kirche. Polly Elwin konnte sich noch ganz deutlich des Tages erinnern, an dem sie zum erstenmal die Stufen zur Galerie hinaufgeklettert war; ihr Vater führte sie an der Hand, und oben betrachtete sie, auf einer Fußbank sitzend, das seltsame Schauspiel, das sich ihr bot. Sie konnte sich noch der Zeit entsinnen, in der sie mit den Schulkindern auf der linken Seite des Chorgestühls saß, und auch der Sonntag war ihr im Geiste noch gegenwärtig, an dem sie — sie trug damals schwarze Kleider — auf die Plätze der Freunde ihrer Mutter Trauerkarten gelegt hatte, Karten mit schwarzem Rande, die besagten, daß ihr Vater aus

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020428/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG